

# Der Lehrer im Spannungsfeld zwischen Hochsprache und Dialekt

Ludwig Zehetner

7

*Manche Lehrer sprechen im Unterricht ausschließlich möglichst reines Hochdeutsch und erwarten dies auch von ihren Schülern. Andere greifen, wenn ein Schüler in den Dialekt verfällt, zwar korrigierend ein, verbannen aber den Dialekt nicht grundsätzlich aus dem Klassenzimmer; ab und zu sprechen sie selber Dialekt. Manch einer läßt mundartliche Äußerungen von Schülern unbeanstandet passieren. Und ich erinnere mich an einen meiner Lehrer, dessen Maxime war: „Bei uns is d'Unterrichtssprach Boarisch. Wer ned Boarisch ko, is eh a Rindviech.“ Wer liegt nun richtig mit seiner Einstellung zum regionalen Dialekt? Welche Haltung sollte der Lehrer der Mundart gegenüber einnehmen?*

Zuallererst ist hier einmal grundsätzlich festzuhalten: Das Erlernen und die Fähigkeit zu einwandfreiem Gebrauch der Standardsprache ist unveränderliches und unverzichtbares Ziel der muttersprachlichen Erziehung. In die Verwirklichung eines solchen Konzepts greift allerdings die Dialektgeprägtheit eines hohen Prozentsatzes unserer Schüler als wesentlicher Störfaktor ein, um es zunächst vom hochsprachlichen Standpunkt aus zu sehen.

## Dialekt als Sprachbarriere

Im Gefolge der Hypothesen des englischen Soziologen Basil Bernstein („elaborierter/restringierter Code“) geriet der Dialekt Anfang der 70er Jahre auch in Deutschland in das Interessenfeld der Soziolinguistik. Man warf die Frage auf, ob nicht der Dialekt die entscheidende Barriere darstelle, an der viele Angehörige der unteren Gesellschaftsschichten scheiterten auf dem Weg zu schulischem, beruflichem und sozialem Aufstieg. Erste Untersuchungen (Ammon, Hasselberg) erbrachten den Nachweis, wie sehr der Schulerfolg tatsächlich und meßbar vom Einfluß des Dialekts abhängig ist. – Die Kulturtechniken Lesen und Schreiben erlernen Grundschüler zwangsläufig anhand der Standardsprache, deren altersgemäße Beherrschung stillschweigend bei allen vorausgesetzt wird. Dies trifft aber für all jene Kinder nicht zu, die mit der Primärsprache Dialekt aufgewachsen sind. Für sie ist die Hochsprache quasi bereits die erste Fremdsprache, die sie erlernen müssen. Wegen dieser zusätzlichen Belastung schneiden viele (aber bei weitem nicht alle!) primär dialektgeprägte Kinder trotz gleicher Intelligenz schulisch schlechter ab als ihre bilingual (= durch Dialekt + Hochsprache) oder vorwiegend hochsprachlich geprägten Klassenkameraden. Für Hessen, Baden-Württemberg und Bayern ist es inzwischen empirisch nachgewiesen, wie sehr sich das mundartliche Handicap nicht allein in einer erhöhten Zahl registrierter Sprachfehler auswirkt, sondern in welchem Maß es zu einem deutlichen Rückstand in praktisch allen Fächern führen kann, von denen der schulische Erfolg abhängt. Diese Benachteiligung trifft in erster Linie Kinder vom Land und aus Familien der unteren sozialen Schichten; für sie stellt der Dialekt oft eine echte „Barriere“ dar, solange er das ein-

zige für sie verfügbare sprachliche Ausdrucksmittel bleibt.

## Dialektbedingte Fehlleistungen

Der Dialektologe H. Löffler führt vier Typen solcher Fehlleistungen auf; sie reichen weit über den nur-sprachlichen Bereich hinaus:

### Direktanzeige

Eine mundartliche Struktur wird unmittelbar in die Schriftsprache übernommen, wo sie als Fehler in Erscheinung tritt (z. B. „Bedrolium, browien, er fährt, ich gib, mit die Händ, es hat gelitten“ für „Petroleum, probieren, fährt, gebe, mit den Händen, geläutet“).

### Hyperkorrektur

Übermäßig korrekte Formen werden gebildet in der fälschlichen Annahme, die normalen Formen seien dialektbelastet (z. B. „Versan, Gübel, Löbe, beim Nachbaren“ für „Fasan, Giebel, Löwe, Nachbarn“).

### Primitivsprache

Aus der leidvollen Erfahrung mit sprachlichen Pannen heraus beschränkt der Dialekt-sprecher seine Äußerungen auf das Allereinfachste, Schlichteste, Nichtssagende, nur um das Risiko, Fehler zu machen, gering zu halten. Das Ergebnis einer aufgezwungenen Dialektscheu ist ein „Schmalspurdeutsch“, das wohl am ehesten dem entspricht, was die Soziolinguisten als „restringierten Code“ bezeichnen.

### Verstummen

Die extremste Art der Dialektvermeidung in der Schule ist es, sich jeder verbalen Äußerung zu enthalten, um sich vor Blamage mit dem Dialekt zu bewahren. Solches Verhalten wird dann möglicherweise von Seiten des Lehrers als mangelnde Sachkenntnis und ungenügende Mitarbeit gewertet. Und der Weg vom Verstummen zum schulischen Versagen ist nicht weit.

## Zur Dialektsituation in Bayern

Eine Infratest-Befragung in Bayern erbrachte 1975, daß 80% der Erwachsenenbevölkerung der Meinung sind, Dialekt sei als angemessenes Ausdrucksmittel für sie jederzeit akzeptabel. Damit nimmt Bayern innerhalb der Bundesrepublik Deutschland eine Sonder-

stellung ein, die es am ehesten mit der Schweiz vergleichbar macht: Der Dialekt weist eine erstaunlich große soziale Reichweite auf; er stellt ein Kommunikationssystem dar, das parallel zu dem der Hochsprache besteht und dessen sich im Prinzip alle Bevölkerungsschichten bedienen, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß und mit unterschiedlichem Abstand zu den kodifizierten Normen der Standardsprache. Der Dialekt in Süddeutschland kann nicht abgetan werden als eine minderwertige und sozial diskriminierende Sprachform, deren sich nur die Unterschicht bedient, wie das etwa für das Londoner Cockney gilt.

Erst vor diesem Hintergrund kann man die Frage nach dem Platz des Dialekts in der Lehrersprache angehen. Die Schule kann auf keinen Fall vor dieser Realität die Augen verschließen. Kein Lehrer darf sich um das Dialektproblem herumdrücken, indem er sich etwa auf den Standpunkt stellt, es löse sich von selbst, weil ja die Dialekte mit der Zeit ohnehin ausstürben. Das stimmt einfach nicht und wäre auch alles andere als wün-

## Winter

Helmut Zöpfl

*Der Acker liegt jetzt weiß und kalt,  
as Land is wia ausgstorm.  
De Weg ham se im Schnee verlorn,  
schwarz steht der Winterwald.*

*So staad is, daß ma's Staade hört,  
des über allem liegt,  
so leer is, daß ma's Leere siegt,  
in des alls eitaucht werd.*

*Von irgendwo falln Flockn her  
ins Irgendwohin nei . . .  
Verliern se in am Weißn glei  
wia Tropfa in am Meer.*

Aus: Geh weiter, Zeit bleib steh', Rosenheim 1977

schenwert. Wir sind heute Zeugen eines erstaunlichen Wiedererstarkens der regionalen Sprachvarianten; man denke nur an die literarische Dialektwelle und an andere vielfältige Erscheinungsformen einer neuen Mundartlichkeit unserer Umwelt.

## Konsequenzen für den Lehrer

Demnach muß jeder, der den Lehrberuf ansteuert oder bereits in der Lehrpraxis tätig ist, die sprachliche Heimat seiner Schüler kennen, sie ernst nehmen und versuchen, sie sinnvoll in das pädagogische Geschehen mit einzubeziehen. Tut er das nicht, verzichtet er auf eine bewährte Möglichkeit, einen hoch-

gradig unmittelbaren Kontakt zu seinen Schülern herzustellen. Soweit der Lehrer derselben sprachlichen Umgebung entstammt wie seine Schüler und daher dieselbe Diglossie („Zweisprachigkeit“: Dialekt + Hochsprache) aufweist wie sie, besteht keine Kluft zwischen gemeinsamem Sprachvermögen und angestrebtem Ziel Hochsprache. Auch wenn der Lehrer einen anderen Dialekt spricht als seine Schüler, werden ihn eigene frühere Erfahrungen damit – falls er sie nicht verdrängt hat – leicht die richtige Einstellung finden lassen. Grundsätzlich positive Einstellung zum Dialekt muß aber auch von dem Lehrer erwartet werden, der selbst gar keinen Dialekt beherrscht.

Es wäre töricht und verfehlt, wenn er etwa das Bairisch, Fränkisch oder Schwäbisch seiner Schüler von vornherein abqualifizieren würde als derbes Bauernidiom, als vulgäre Gassensprache, als Ausdruck eines bedauernswerten Provinzialismus.

Eine solche Haltung – wie sie manche Kollegen leider immer wieder, offen oder versteckt, an den Tag legen – ist nichts anderes als ein Zeichen engstirniger bildungssprachlicher Arroganz gegenüber den seit mehr als 1200 Jahren angestammten Heimatsprachen eines Landes, dessen Bewohner sie mit berechtigtem Stolz verwenden und als regionales Identifikationsmerkmal hochschätzen.

Man stelle sich die Ungeheuerlichkeit vor: Ein Deutscher, zu Gast in der Schweiz, würde es sich herausnehmen, einen Einheimischen deswegen zu rügen oder lächerlich zu machen, weil er Schwyzerdütsch spricht. Nun ersetze man die beiden durch den auf sein Standarddeutsch so stolzen Krittler einerseits und den dialektgeprägten Altbayern, Franken oder Schwaben andererseits: Die geradezu skandalöse Zumutung für den regionalsprachigen Einheimischen bleibt in etwa die gleiche.

### Sensibilisierung

Allzu lange hat man sich in der Lehrerausbildung und seitens der traditionellen Didaktik auf den „gesunden pädagogischen Instinkt“ des Lehrers verlassen, aus dem heraus er das Dialektproblem schon meistern werde. Daß dieser aber für eine Bewältigung nicht immer genügt, haben die Untersuchungen der letzten Jahre nur zu deutlich nachgewiesen. In den Handbüchern für den Deutschunterricht ist zwar gelegentlich die Rede von „Mundart als Unterrichtsprinzip“ (W. Menzel); meist läuft es aber auf eine sehr verengte Auslegung hinaus, die sich in der Behandlung einiger Beispiele von Dialektliteratur erschöpft. Lehrplangestalter, Schulbuchautoren und -verlage haben die regionalsprachliche Gliederung des Deutschen bisher weitgehend unberücksichtigt gelassen. Das Dialektproblem wird entweder ignoriert oder mit blumigen Umschreibungen abgetan.

Die oben umrissenen Tatsachen fordern dafür aber einen zentralen Platz – nicht nur im Deutschunterricht. In der Lehrerbildung und -fortbildung kommt die Berücksichtigung dialektbedingter Schulprobleme nach wie vor zu kurz. Wie könnte es sonst sein, daß nur 10% der befragten Hauptschullehrer während ihres Studiums etwas darüber gehört haben (nach Reitmajer)? Eine Sensibilisierung und, daran anschließend, eine umfassende Information tut not, ebenso Maßnahmen der Lehrerfortbildung.

## Winter

Nikolaus Fey

*A eiskalt's Winterlüftla pfeuft.  
Die Wiesagründ sen weiß gereuft.  
Zu Strä g'froh'n liegt der Bletterstaat,  
steuf in der Kelt drauß starrt die Saat.*

*Die Fräli gäh in Schal und Hulln,  
Filzschuah mit dicka Eiläigsulln,  
die Harrli zugeknöpft bis om,  
die Hend tief nei die Tasch vergrom.*

*In Winter bleit mer nit garn stäh,  
es scheut si jeds for kalta Bee.  
Die Standerli vorn Pfortator  
und auf der Straß sen hetztet gor.*

*Lär warn die Gass'n von Gelarm.  
Es Laam ziecht zu der Oufawarm.  
Bein Ouf'n in der Stum derheem,  
da tuats von nächst'n Frühjahr treem.*

Aus: Fränkisches Volk und Land, Volkach 1975, 3. Auflage

### Dialekt im Mund des Lehrers

Alle Autoren, die sich zu diesem Thema geäußert haben, halten an dem unerläßlichen Bildungsziel Hochsprache fest, gerade im Hinblick auf Chancengleichheit für Kinder mit Erstsprache Dialekt. Unter diesem Blickwinkel kommt dem Dialekt im Mund des Lehrers hohe Bedeutung und Berechtigung zu. Indem der Erwachsene, von dem das Kind in vielfacher Weise abhängig ist und dessen Vorbild es sieht, zur gegebenen Zeit die sonst in der Schule geforderte Maske der Hochsprachlichkeit ablegt, überschreitet er seinerseits die „Barriere“, die in umgekehrter Richtung zu überwinden dem Kind oft noch nicht möglich ist; so kommt er ihm entgegen.

Den Schüler einfach aufzufordern oder mit Druck dazu zwingen zu wollen, „anständiges

Deutsch“ zu sprechen – als ob regional gefärbte Sprache unanständig wäre! –, ist verfehlt, vor allem deswegen, weil die betroffenen Schüler häufig negativ darauf reagieren: Sie fühlen sich blamiert (10%), verschließen sich gegen den Lehrer (53%; 37%) oder lehnen ihn ganz ab (26%; 21%) (nach Reitmajer bzw. Erhebungen d. Verf.). Der Erfolg der „Hauruck-Methode“ bleibt gering, das pädagogische Klima aber wird sicher gestört.

Im Jahre 1867 schrieb Rudolf Hildebrand in seinem Buch „Vom deutschen Sprachunterricht“ darüber folgendes:

*„Das Hochdeutsche darf nicht als ein Gegensatz zur Volkssprache gelehrt werden, sondern man muß es dem Schüler aus dieser hervorwachsen lassen; das Hochdeutsche darf nicht als ein verdrängender Ersatz der Volkssprache auftreten, sondern als eine veredelnde Gestalt davon, gleichsam als Sonntagskleid neben dem Werktagskleide.“* Er fährt fort, den Dialekt dürfe man „nicht mit Geringschätzung oder verächtlich behandeln, wie ein vornehmer Herr den Bettler, nicht von sich stoßen als etwas, das eigentlich gar nicht als vorhanden anzuerkennen ist.“ Vielmehr müsse der Lehrer ihn „in den Mund nehmen, . . . allenfalls mit leisem Humor“. Nach mehr als einem Jahrhundert erweisen sich diese Sätze noch immer als höchst aktuell.

### Situativ angemessene Schülernähe

Eine kleine Erhebung an meiner eigenen Schule erbrachte, daß es in der Unterstufe 68% der dialektsprechenden Schüler sympathisch finden, wenn der Lehrer ab und zu auch Dialekt spricht und sich nicht ausschließlich auf die Hochsprache versteift; in der Oberstufe waren es sogar 87%. Von den Nichtdialektsprechern äußerten sich immerhin 50% in diesem Sinne; nur knapp 3% meinten, der Lehrer solle das nicht tun.

Unabhängig vom vermittelten Inhalt schafft der Wechsel vom gewohnten, selbstverständlichen Standarddeutsch in den vertrauteren, für die meisten Schüler heimatlich-familiären Klang des Dialekts eine entspannendere Atmosphäre, wirkt entkrampfend. Im besten Falle öffnet er für manche Schüler erneut den Zugang zum Stoff, wenn sie, vom Einerlei des hochsprachlich Vorgetragenen abgestumpft, die Aufmerksamkeit verloren haben. Hildebrand schrieb 1867, es sei dringend nötig, daß der Lehrer „die Sprache, die der Schüler zu Hause und in der Zwischenstunde spricht, . . . in der rechten Weise und Auswahl bei günstigen Gelegenheiten mit in den Bereich seiner Lehre zieht und sie so ins rechte Licht stellt“.

Schülernähe Sprache ist besonders am Platz im privaten Gespräch, wenn sich ein Schüler um Rat an den Lehrer wendet, ebenso bei informellen Anlässen wie Wandertag, Sport-

fest, Schulball usw., vorausgesetzt, der Lehrer hält es nicht aus disziplinären oder anderen Gründen im besonderen Fall für geraten, die unpersönlichere, offiziellere Hochsprache zu verwenden. Dialekt im Mund des Lehrers soll als eine Geste des Entgegenkommens verstanden werden, in der menschlichen Nähe zum Ausdruck kommen kann. Nur gelegentlich und im rechten Maß eingesetzt, kann sich das günstig auf das Schulklima auswirken – und damit auch auf den Unterrichtserfolg. Das Register „Dialekt“ stellt bei klugem und maßvollem Einsatz sehr wohl eine wirkungsvolle Bereicherung der pädagogischen Mittel dar. Die erwähnten Befragungen (in Erding und Regensburg) erbrachten jedenfalls auch, daß der hundertprozentig auf Hochsprache getrimmte und trimmende Lehrer in den Augen der Schüler eher dem Bild des „sturen Paukers“ entspricht als derjenige, der zwischen sachlicher Distanz in der Hochsprache und familiärer Nähe im Dialekt zu variieren weiß.

Allzu weit darf das Entgegenkommen in Gestalt sprachlicher Entspannung allerdings auch nicht gehen. Es würde dem Schüler, der von Haus aus nur Dialekt spricht, die Möglichkeit nehmen, sich am sprachlichen Vorbild des Lehrers auszurichten. Die Schule ist ja in vielen ländlichen Gegenden der einzige Ort, wo dem Schüler Gelegenheit geboten ist, sich aktiv in den Gebrauch der Hochsprache einzuüben. Ersetzt ein Lehrer etwa, süddeutschem Usus folgend, grundsätzlich das Präteritum durch das Perfekt, so nimmt er solchen Schülern, denen Formen wie „er stieß, hob, lief“ usw. nicht geläufig sind, eine Möglichkeit, sie ihrem eigenen Sprachbestand einzugliedern. Bei aller positiven Einstellung zum Dialekt darf das Wohl des Schülers nicht aus den Augen verloren werden: Gerade dem dialektgeprägten Kind würde man einen Bärendienst erweisen, wollte man in der Schule nach dem erwähnten Motto verfahren „Wer ned Boarisch ko, . . .“

### Theoretisches Wissen

Für jeden Lehrer nützlich, für Deutschlehrer geradezu unerlässlich, ist ein bestimmtes Maß an theoretischen Kenntnissen und Einsichten über den Dialekt, wenn er nicht die Hochsprache einbleuen will „wie ein anderes Latein“ (Hildebrand). Bereits im Jahre 1854 veröffentlichte der Münchner Sprachpädagoge Adolph Gutbier seine „Ideen über die Vergleichung der Mundarten mit der Schriftsprache“. Darin finden sich erste Ansätze für die Übertragung einer in der Fremdsprachendidaktik bewährten Methode: Man kontrastiert das zu Erlernende (Fremdsprache) mit dem Bekannten (Muttersprache), um aus der Erkenntnis von Gemeinsamkeiten und Gegensätzen Nutzen für den Lernerfolg zu ziehen. Unter der Hypothese, Deutschunter-

richt für Dialekt Sprecher sei eine Sonderform des Fremdsprachenunterrichts, entwarfen H. Löffler und W. Besch das Konzept für eine Reihe kontrastiver Grammatiken, „Dialekt/Hochsprache – kontrastiv“, von der mittlerweile sieben Bände vorliegen. Hierin wird das

fehlerverursachend auswirken, während die sekundären Merkmale, die man als kaum von der Norm abweichend empfindet, für die überwiegende Zahl der dialektbedingten Fehler verantwortlich zu machen sind.

### Ziel: kommunikative Lebenstüchtigkeit

Wenn der Lehrer, soweit er dazu in der Lage ist, in seiner eigenen Sprechweise Dialekttöne anklingen läßt – zur rechten Zeit und in der rechten Dosierung –, dann geschieht das mit dem Ziel, die erwähnten Fehlhaltungen „Primitivsprache“ und „Verstummen“ abzubauen; Ermutigung und Befähigung zu adäquatem Sprachgebrauch gehören zu den vorrangigen Zielen der schulischen Erziehung überhaupt. Darüber hinaus soll aber allen Schülern das Gefühl vermittelt werden, daß es für diejenigen mit Ausgangssprache Dialekt zwar einerseits ein gewisses Defizit an Ausdrucksvermögen aufzuholen gibt, daß ihnen aber andererseits in Gestalt des Dialekts auch ein zusätzliches sprachliches Register mit bedeutendem Umfang zu Gebote steht, das zudem mit dem positiven Attribut des Heimatlichen ausgestattet ist und – richtig verwendet – seinerseits eine Erweiterung der sprachlichen Kompetenz bedeutet.

Heutzutage erscheinen die Aussichten günstiger als noch vor 10 Jahren, „daß mit dem Stichwort ‚Mundart im Unterricht‘ nicht nur die erwiesene Benachteiligung der Dialekt-Sprecher durch den informierten, verständnisvollen und geschickten Lehrer kompensiert werden kann, sondern daß damit auch ein neues Lernziel, nämlich die kommunikative Lebenstüchtigkeit, gepflegt werden kann. Die Hereinnahme des Dialekts in den Unterricht, teils als Medium des Sprechens, teils als Hintergrund der Sprachlehre oder als Anlaß, die funktionale Vielfalt unserer Sprachwelt zu behandeln, bietet eine echte Möglichkeit eines lebensnahen Unterrichts“ (H. Löffler).

## Der erste Reif

Michel Eberhardt

*Ja, guck doch na,  
was ischt denn heit?  
Do hoff no wonderwas!  
Wia ka's denn sei',  
du liabe Zeit:  
A Reifle hockt em Gras!*

*Woß Gott, es hot eahm  
neama gschria  
Ond kois ds Vrlanga g'het.  
Sott Gäscht, dia kommat  
allweil z'frühah  
und ohne daß ma's lädt.*

*Wohl hots eascht ds Land  
a weng vrschreckt,  
Bis iatz tuats no net weah,  
Wann d' Sonn a Viertelstond  
dra schleckt,  
Nocht moischt, es sei nix gscheah.*

*Ond doch gots  
langsam „hott vom Pfohl“,  
Dr gröaschte Muat ischt küahlt.  
Es hot dr Herbscht  
zom easchtamol  
Em Johr auf ds Tischtuach trialt.*

Aus: Bairisch' Herz, Sendung des Bayerischen Rundfunks vom 29. September 1980. Manuskript Seite 2.

grammatische System des jeweiligen Dialekts Punkt für Punkt dem System der standarddeutschen Grammatik gegenübergestellt. Aus den ersichtlich werdenden Differenzen ergibt sich die Fehlerprognose: Fingerzeige auf potentielle Fehlerquellen für Dialekt Sprecher, wenn sie Hochsprache produzieren. Freilich darf man von einer kontrastiven Grammatik nicht erwarten, daß sie auch Auskunft gibt über die Frequenz der tatsächlich in den Schülerheften in Erscheinung tretenden Interferenzfehler; es ist eine Erfahrungstatsache, daß sich gerade die auffälligsten Dialektmerkmale am wenigsten

### Literaturhinweise:

- Ammon, Ulrich, Dialekt, soziale Ungleichheit und Schule. Weinheim 1972  
Hasselberg, Joachim, Die Abhängigkeit des Schulerfolgs vom Einfluß des Dialekts. In: Muttersprache 82 (1972), S. 201–223  
Koß, Gerhard, Angewandte Dialektologie im Deutschunterricht. In: Blätter für den Deutschlehrer 16 (1972), S. 92–102  
Löffler, Heinrich, Die Mundart als Sprachbarriere. In: Wirkendes Wort 22 (1972), S. 23–39  
ders., Deutsch für Dialekt Sprecher. Ein Sonderfall des Fremdsprachenunterrichts? In: Deutsche Sprache 2 (1974), S. 105–122  
ders., Mundart als Problem und Möglichkeit im Unterricht. In: Vierteljahrsblätter 43 (1979), S. 344–355  
Reitmayer, Valentin, Der Einfluß des Dialekts auf die standardsprachlichen Leistungen von bayrischen Schülern. Marburg 1979  
ders., Auswirkungen des Phänomens Dialekt auf Schulklima und Sprechverhalten von Lehrern und Schülern. In: Linguistik und Didaktik 40 (1979), 321–331  
Zehetner, Ludwig, Bairisch. Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Düsseldorf 1977